

Versöhnter Blick zurück? **Die Erinnerungen *Das gute Leben* (1996) von Fred Wander** **(1917-2006)**

Gertrud M. Rösch
(Heidelberg)

Provokant nennt Fred Wander (5. Januar 1917 bis 10. Juli 2006) seine 1996 erschienenen Erinnerungen *Das gute Leben*, obwohl er darin im ersten Teil seine persönliche Katastrophengeschichte erzählt, von der Flucht nach Frankreich über die mehrfachen Deportationen bis ins Lager Buchenwald, und im zweiten Teil das Scheitern der sozialistischen Utopie in der DDR. Zunächst einmal soll der Widerspruch untersucht werden, unter dem dieses explizit als Vorstellung artikulierte ‚gute Leben‘ steht; dann folgen die Implikationen, die dieses Insistieren mit sich bringt, und zuletzt eine Deutung dieses Buches als ein Nachweis erfüllter Lebenskonzeption.

Zunächst ein paar Rahmendaten, die helfen, die späteren biographischen Stationen einzuordnen.¹

Geboren wurde Fritz Rosenblatt (am Ulrichsplatz im 7. Gemeindebezirk Wiens) als Sohn des jüdischen Ehepaars Berta und Jakob Rosenblatt, sie Schneiderin wie ihr Vater, er Handelsvertreter und oft abwesend. Der Junge trieb sich in der Mariahilferstraße und beim Großvater, einem Schneider, in der Kaiserstraße herum. Bis er vierzehn war, besuchte er die Schule und schlug sich dann als Laufbursche und Diener und zuletzt – im Jahr 1931 – als Arbeitsloser durch. Nach 1938 emigrierte er über die Schweiz nach Frankreich, wo er Gelegenheitsarbeiten in der Landwirtschaft, als Pferdeknecht, Fliesenleger, Hoteldiener, Anstreicher, Zeichner, Fotograf und beim Straßenbau annahm und versuchte ein Einreisevisum in die USA zu bekommen – ohne Erfolg. Bei Kriegsbeginn 1939 wurde er interniert und 1942 nach Deutschland deportiert. Bis Kriegsende war er in den Konzentrationslagern Auschwitz und Buchenwald interniert; dort befreiten ihn amerikanische Truppen. Seine Eltern und seine Schwester starben dort, überlebt hatte der Bruder Otto (1905-1977) in einem Versteck in Lyon.

1947 trat er in die Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) ein (Austritt 1968), begann als Reporter und Fotograf u.a. für die linke Zeitung

¹ Zu diesen Lebensstationen vgl. Georg Wieghaus / Michael Töteberg, Artikel ‚Wander, Fred‘, in: Munzinger Online/KLG - Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, URL: <http://www.munzinger.de/document/16000000583> (abgerufen durch die Universitätsbibliothek Heidelberg am 12.7.2018).

„Abend“ zu arbeiten, heiratete, eine Tochter kam zur Welt.² Sein Chefredakteur war Bruno Frei (d.i. Benedikt Freistadt, 1897-1988), der schon 1925 für den „Abend“ tätig war; Frei floh nach Frankreich, wurde in Le Vernet interniert und konnte nach Mexiko emigrieren. Nach Kriegsende knüpfte er an seine frühere Arbeit an und war u.a. von 1957 bis 1959 als Auslandskorrespondent in Peking tätig. Bruno Frei, so Wander (GL 139f.), habe ihn also 1955 angeregt, sich um ein Stipendium am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“ in Leipzig zu bewerben. Der Wechsel dorthin ermöglichte ihm die Trennung von seiner Frau Otti. 1958 übersiedelte Wander in die damalige DDR und ließ sich mit seiner zweiten Frau Maxie (eigentlich Elfriede Brunner, 1933-1977) als freischaffender Schriftsteller in Kleinmachnow bei Berlin nieder. Zunächst zog das Ehepaar in ein Siedlungshäuschen am Wolfswerder 50 (direkt am Grenzzaun zu Zehlendorf), wo die Kinder Kitty (geb. am 12. Oktober 1957, gest. 1968) und Daniel (geb. 1966) geboren wurden. 1963 hatte das Ehepaar Robert, ein Heimkind, adoptiert (dazu GL 231); später zogen sie um in ein Haus an der Thälmannstraße 22. 1983, sechs Jahre nach dem Tod seiner Frau (1977), kehrte Wander wieder nach Wien zurück und war seit 1982 in dritter Ehe mit Susanne Wedekind verheiratet (dazu GL 353).

In seinen Memoiren zeichnet er seinen Weg als Schriftsteller nach, der mit Jugendbüchern³ und sozialkritischen Reisereportagen bekannt wurde. In seinem Roman *Der siebente Brunnen* (1971) erzählt er zunächst das in den Vernichtungslagern Erlebte: in *Hotel Baalbek* (1991) das Leben einer Emigrantengruppe im Marseille des Jahres 1942. Personen und Episoden aus beiden Texten kehren in den Memoiren wieder und bestätigen die geringe Distanz zwischen Erzähler und Autor.⁴ Die Memoiren werden damit deutender Epitext und intertextuelles Echo der vorangegangenen Werke.

² Fred Wander, *Das gute Leben. Erinnerungen*. München, Wien 1996, vgl. S. 140: „ich finde keine Worte, diesen Bruch näher zu beschreiben“. Gemeint ist hier die Trennung von der ersten Frau Otilie, in den Memoiren „Otti“ genannt. Wolfgang Trampe stellt fest, dass zahlreiche autobiographische Ereignisse erstmals unverhohlen thematisiert wurden, vgl. *Die Dinge des Lebens*, in: *Neue deutsche Literatur* (ndl) Jg. 45/1 (1997), S. 156-158. – Zitate aus Wanders Erinnerungen werden im folgenden durch die Sigle 'GL' mit Seitenzahlen im Text belegt und stammen aus der genannten Ausgabe.

³ Ein erster Titel sei gewesen: *Taifun über den Inseln*. Illustrationen von Hans Mau. Berlin (DDR) 1958, vgl. GL 140f.: „eine Geschichte von Schiffbrüchigen, die vierzig Tage im Pazifik trieben, ohne Trinkwasser und Proviant; ich hatte darin symbolisch meine KZ-Erlebnisse dargestellt. [...] In Berlin bekam ich sofort einen Vertrag!“

⁴ Dieser „authentische faktische Rahmen“ ist nicht von der Hand zu weisen, vgl. Thomas Schmidt, 'Unsere Geschichte? Probleme der Holocaust-Darstellung unter DDR-Bedingungen: Peter Edel, Fred Wander, Jurek Becker, in: *Monatshefte* Jg. 98/1 (2006), S. 83-109, hier 95. Wander wehrte sich dagegen in der „Schreib-Auskunft“ im Zusammenhang mit dem Roman *Hotel Baalbek*, in: *Neue deutsche Literatur* (ndl) Jg. 39/7 (1991), S. 109-111, hier: „Der Erzähler und der Autor sind allerdings nicht identisch, was den Autor

Der Memoirenband erschien zunächst schon 1996 und erneut 2006, kurz vor seinem Tod am 10. Juli 2006, mit dem Titel: *Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken* (vorausgegangen war die erfolgreiche und schnell vergriffene Neuauflage von *Der siebente Brunnen* 2005).

Fragen nach dem ‚guten Leben‘

Wanders Biographie, wie er sie in den Memoiren präsentiert, bietet Ansatzpunkte für Überlegungen in mehrere Richtungen. Die folgende Interpretation stützt sich auf Kategorien, wie sie – etwa zur gleichen Zeit, als die Memoiren erschienen – Holmer Steinfath in einem Band mit dem Titel *Was ist ein gutes Leben?* versammelte.⁵

Diese Suche nach dem seit der Antike so apostrophierten ‚guten Leben‘ werde vorangetrieben von diffusen Widersprüchlichkeit unserer Gefühle und Wünsche, die nur eine „mangelnde Orientierungsleistung“ ergäben. Folglich müsse sich das Individuum von diesen eher suspekten Regungen distanzieren und damit in eine „Form von Selbstreflexion“ gelangen, die darauf zielt, ob unsere Gefühle frei von Selbsttäuschungen sind, ob sie von anderen „gebilligt“ werden. Das stärkste Motiv sei die Suche nach einer Kontinuität und Einheit über die unterschiedlichen Lebenssituationen hinweg: „Das Bedürfnis, unserem Leben angesichts seiner Endlichkeit und Fragilität einen umfassenden Sinn zu verleihen.“⁶

Unhintergebar ist aber die Tatsache, dass Wander – der Fokus richtet sich hier stärker auf den Autor als erlebendes Subjekt denn als Erzählfunktion – diese Fragen stellt, „immer schon im Vollzug eines bestimmten Lebens, in das wir stets auch einfach hineingeraten sind und das wir in einer Welt und einer Zeit führen, die wir uns nicht ausgesucht haben.“⁷ Dafür sind in Wanders Biographie die Stationen der Verfolgung und Deportation hochgradig symptomatisch, denn sie sind Phasen des Ausgeliefertseins und der fehlenden Kontrolle, wenn er etwa eine Episode aus Buchenwald anspricht: „[W]ar es nicht auch die Tuberkulose, die mich rettete? Denn sonst wäre ich unter den zweihundert Verlorenen gewesen! Was unser Leben gestaltet, das sind nicht nur Entscheidungen, sondern auch Zufall und Glück.“ (GL 139)

jedoch nicht hindern kann, Erlebtes in die Handlung aufzunehmen. Übrigens habe ich nachträglich die Trennung Erzähler – Autor durch einige Striche verstärkt!“

⁵ Holmer Steinfath (Hg.), *Was ist ein gutes Leben? Philosophische Reflexionen*. Frankfurt 1998.

⁶ Holmer Steinfath, *Selbstbejahung, Selbstreflexion und Sinnbedürfnis*. In: *Was ist ein gutes Leben?*, S. 73-93, hier S. 74, 75, 76.

⁷ Holmer Steinfath (Hg.), *Was ist ein gutes Leben?*, a. a. O., hier S. 14.

Kontingenzerfahrung und ideologische Kompensation

Die größte Hürde für die von Steinfarth beschriebene Lebensdeutung bleiben extreme Kontingenzerfahrungen, wie Wander sie in extremer Form benennt. Solche begegnen ihm in der DDR in abgeschwächter Form. Getroffen wird die Familie vom Bau der Mauer am 13. August 1961 (dazu GL 204). Eine persönliche Katastrophe ist der Tod der Tochter Kitty, die 1968 verunglückte, und zuletzt der frühe Tod Maxie Wanders (GL Kap. 70 und 71), deren Briefe schon am Ende des dritten Teils stehen (GL Kap. 50 bis einschließlich 55).

Derartige Ereignisse müssen jede Existenz erschüttern, das muss unbestritten bleiben und kann nicht Gegenstand der folgenden Analyse sein. Befragt wird vielmehr die narrative Perspektivierung dieser Ereignisse im Kontinuum des erzählten Lebens.

Als österreichische Staatsbürger unterlagen die Wanders nicht den Reisebeschränkungen und hatten auch die Option, die DDR wieder zu verlassen; sie tun es aber nicht, obwohl Wander die Rückkehr nach Wien konkret ins Auge fasste. Im Juli 1973 arbeitete er in einem Wiener Hotel, die Mutter seiner Frau lebte dort noch, es hätte die konkrete Wahlmöglichkeit gegeben. Ausführlich wird diese Situation ausgefaltet:

Rückzug nach Wien? Maxie schüttelte den Kopf? „Du würdest dich hier nie wieder wohl fühlen!“ Die Nazis waren noch stark. [...] Faschismus hatte in vielen Menschen überlebt. [...] Die Verlogenheit und Heuchelei der Österreicher in vielen Formen und auf vielen Gebieten bedrückte uns. Dann aber dachten wir an die Verlogenheit, die wir auch in der DDR kannten. Dort bildete sich ein Gesellschaftscharakter heraus, der schon bei den Kindern erzeugt wurde und aus Verstellung und Lüge, aus Opportunismus und Karrieretum bestand. [...] Nach zwei Wochen Besuch in Wien fuhren Maxie und Daniel nach Kleinmachnow zurück. (GL 242; 243)

Die Frage ‚Weggehen oder Bleiben?‘ bringt die Ehepartner in einen grundlegenden Zwist, den Wander mit einem politischen Bekenntnis zu entscheiden sucht:

Und während ich diese Zeilen schreibe, packt mich ein Unbehagen, nämlich darüber, dass jene Leute, die immer schon fanatische Antikommunisten waren, denken könnten, ich sei nun reumütig auf ihre Seite gerückt! Nein, ihnen fehlte das politische Verantwortungsgefühl, das Schuldgefühl, das mein lebenslanger Begleiter war. Sie suchten die Schuld niemals bei sich selbst, immer bei anderen, zweifelten nie an sich, waren nicht von Unruhe erfüllt. Meine Loyalität einem Staat und dem Sowjetvolk gegenüber, an dessen Existenz die Kriegsmaschine Hitlers zerschellt war, diese Loyalität auch einem System gegenüber, das – wie wir heute sehen – versagt hat, bedrückt mich nicht, denn sie

war der Prüfstein in all den zwielichtigen Jahren nach dem Krieg, sie war die Treue gegenüber Vergangenheit und Größe des Widerstands und angesichts einer Gegenwart, in der jene Mächte, die den Faschismus hervorgebracht hatten, noch lange sehr lebendig waren! (GL 243f.)

An dieser Stelle buchstabiert Wander mit dem Bekenntnis seiner persönlichen Loyalität zur historischen Leistung des Sozialismus (die in der plakativen Formulierung von der zerschellenden „Kriegsmaschine“ die Leistung der anderen zwei kämpfenden Mächte übergeht) den staatspolitischen Selbstauftrag der DDR aus, der das antifaschistische Erbe zu bewahren und gegen die reaktionäre Politik der Bundesrepublik zu verteidigen verlangte. Diese Loyalität hat existenziellen Charakter und wird von ihm erneut bekannt, wenn er den Tod der Tochter beschreibt:

Zehn Jahre später ist Kitty - während ich gerade verreist war - nach einem schweren Gewitter beim Spiel in eine Baugrube gestürzt und von nassem Erdreich verschüttet worden. Die Grube war nicht vorschriftsmäßig abgesichert. Man könne sie nicht abstützen, hieß es, weil dort in der Straße die Fahrzeuge der Grenztruppe zirkulieren mussten. Kitty war also ein Opfer der Mauer, die 1961 errichtet worden war. Ein Opfer der Dummheit, der Nachlässigkeit und Schlamperei der DDR-Behörden. Damals hat uns das Unglück für Jahre aus der Bahn geworfen.

[...]

Und warum sind wir dort geblieben, frage ich mich heute. Weil die Idee gut war, nur die Praxis war schlecht? Weil wir lange nicht glauben wollten, dass Menschen, die sich im Widerstand gegen Hitler stark, mutig und moralisch verhielten, plötzlich zu Funktionären und blinden Handlangern der Macht werden konnten. Das war undenkbar und verletzte unseren orthodoxen Glauben an die Würde des Menschen. Wir glaubten, die humanistische Idee des Sozialismus würde über die Unfähigkeit der Leute siegen. Man mußte die Kinderkrankheiten des Systems durchstehen und nicht verzagen. Die Diktatur des Proletariats sollte ja laut Marx nur ein Übergang zur klassenlosen Gesellschaft sein!

Allerdings bringt das Leben merkwürdige Kontraste und Widersprüche hervor. Die Lähmung des öffentlichen Lebens, die totale Reglementierung und die Zensur des ‚Richtigen Denkens‘ schaffte auf der Rückseite eine wild wuchernde Sphäre der Gemeinschaft und Solidarität. (GL 198f.)

Diese Reflexion bedarf einer starken ideologischen Maschinerie, denn sie markiert den Punkt, an dem die „Anschlussstellen an die Leitkonzept-

te“ nicht mehr funktionieren.⁸ Deren Bedeutung ist geschwunden, wiewohl bis dahin die Biographie des Autorenpaars das Modell und die politischen Gründungsmaximen der DDR als konsequent antifaschistischer Staat bestätigten.

Die ausführliche Schilderung, wie die Tochter verunglückt und aufgrund unzureichender Massnahmen nicht gerettet werden kann, ist der sprechendste Beweis für den mühsam verdeckten Riss zwischen politischem Selbstkonzept und tiefstem Zweifel daran. An einem solchen Punkt stellt sich wiederum schmerzhaft die Frage nach dem durchgängigen Lebenskonzept, nicht als politische Parteinahme, sondern als selbst gewähltes Deutungsmuster. Dies seien Zeiten,

in denen es nicht mehr ohne weiteres möglich ist, auf sozial gegebene oder im bisherigen eigenen Verhalten manifestierte Maßstäbe und Deutungsangebote zurückzugreifen, um zu den eigenen Gefühlen und Wünschen Stellung zu nehmen und dem eigenen Leben einen umfassenden Sinn geben zu können. Dies sind Zeiten, in denen Selbstbestimmung für Personen zugleich zu einer realen Möglichkeit und einem ernsthaften Problem wird.⁹

Die Forderung der Selbstbestimmung müßte lauten: Weggehen! Die Widerlegung dieser biographischen Wahlmöglichkeit fließt aus dem Feindbild des Kapitalismus, aus der sich immer hypertropher entwickelnden technischen Zivilisation, die dann in den Achtziger Jahren tatsächlich als endzeitliche Grundstimmung kulminierte. Katastrophen wie das Reaktorunglück in Tschernobyl (26. April 1986) waren lediglich sichtbare Wegmarken in dieser Entwicklung.

Residuen des ‚guten Lebens‘

In dem ersten Band ist es die Stadt Paris, deren verborgene Seiten wie die Prostitution, deren Armutswelten in den minderen Außenvierteln sie festhalten und dann zum Thema des Buches machen: „Eine enge Marktstraße, ein dichtes Gedränge und Sammelsurium bizarrer Gestalten, diese Mi-

⁸ Thomas Schmidt, 'Unsere Geschichte'? Probleme der Holocaust-Darstellung unter DDR-Bedingungen: Peter Edel, Fred Wander, Jurek Becker (Teil II und Schluss), in: Monatshefte Jg. 98/3 (2006), S. 403-425, hier S. 417. *Der siebente Brunnen*, so Schmidts Argumentation, habe sich ironisch zu dieser antifaschistischen Grundeinstellung verhalten, indem deren alleiniger Fokus auf die Leistungen des sozialistischen bzw. proletarischen Widerstands unterlaufen wurden in der Thematisierung des Holocaust durch die Stimmen seiner Opfer.

⁹ Holmer Steinfarth, Selbstbejahung, Selbstreflexion und Sinnbedürfnis. In: Was ist ein gutes Leben?, S. 73-93, hier S. 76.

schung aus Unterwelt und braven Bürgersfrauen, wie du sie sonst nirgends finden kannst.“¹⁰ Zur Zentralfigur wird ein junger Bauer aus dem Süden, Jean-Marie Teisseire, der sie zunächst durch Paris begleitete und zehn Jahre später ihr Gastgeber für den Aufenthalt in der Provence wurde. Die Beziehung zu ihm verdankte sich einer Ähnlichkeit der Lebensumstände, zumal er ein improvisiertes Leben ohne Ansprüche jenseits des Erreichbaren und mithin freiwillig ein genügsames Leben führt.

In ihrer Reise in die Provence und in der Begegnung mit den Bauern dort gipfelt diese Verklärung des ‚guten Lebens‘:

Jean-Marie bewohnte mit Frau und Kind das Haus seines Vaters, eine zweihundert Jahre alte, dreistöckige Bruchbude (wie fast alle Häuser im Dorf), die aber innen mit einigem Komfort und fantasiereich eingerichtet war. Er und Francoise malten, töpferen, spielten Klavier und ihre Kunstwerke zierten die Wände. Sie lasen Bücher, und ein Blick auf ihren Bücherschrank verblüffte uns: Sie lasen die gleichen Bücher wie wir – Aragon, Brecht, Marx und Engels, Balzac, Stendhal, Merimée, Tschewow, Tolstoi, Gorki, Baudelaire, Celan und so weiter ... In den unteren Etagen lebten die Alten, oben die Jungen. Vom letzten Fenster oben – ein herrlicher Blick über die Dächer von Collobrières, provenzalische Dächer mit roten Ziegeln. (GL 272)

Entworfen wird vor dem Auge des Lesers die solidarische Gemeinschaft, die das Haus und die Arbeit teilt und das symbolische Kapital höher als das materielle Kapital bewertet. Zwar ist das Haus eine Bruchbude, aber darin stehen die europäischen Klassiker! Das Ehepaar quartiert sich seinerseits in einem verlassenem Haus ein und erlebt auch eine Kolonie von Hippies, die eine ähnliche Vision der Selbstgenügsamkeit haben, diese aber nur temporär verwirklichen wollen oder können (GL 276f.).

Momente des ‚guten Lebens‘ findet das Paar also zeitweise in den befreienden Ausbrüchen, wie sie die Reisen in Wanders ehemaliges Exilland Frankreich darstellen. Der fünfwöchige Aufenthalt in Korsika (1956) und die fluchtähnlichen Aufenthalte in Paris (1962, 1963) sowie die Fahrten in die Provence schlagen sich jeweils in gemeinsamen Foto- und Reisebänden nieder. Die hymnischen Beschreibungen eines einfachen, autarken Lebens, einer „Ganzheit des Lebens“ (GL 253 in einem Zitat aus Maxie Wanders Briefen) in diesen südlichen Landstrichen sind bewusst kontrastiert mit Schlaglichtern auf existenzielle Not, Ausbeutung von Arbeit und fragwürdige Aussteigerepisoden. Mit dieser Technik der Sozialreportage – ohne Zweifel ein literarisches Verfahren, das Wander bei Bruno Frei hatte lernen können – und der kritischen Reisebeschreibung erklärt Harry Zohn auch die narrative Struktur des Buches und bindet es damit zurück an die vorangegangenen

¹⁰ Doppeltes Antlitz – Pariser Impressionen. Mit Fotos von Fred und Maxie Wander. Berlin (DDR) 1966, hier S. 212.

Fotobände. Der Text gerate zu einer „series of travelogues by a professional photographer, journalist, and draftsman, a discerning observer, a sensitive voyeur and flaneur in several countries, and a world traveler who does not hesitate to express his solidarity with homeless outsiders and schlemiels everywhere.“¹¹

Jedoch auch die eigene Euphorie verfällt dem Verdikt und dem Schuldgefühl:

Und was die französische Lebensart betrifft, die wir an unseren Freunden und gemeinsam mit ihnen genossen, aufgesaugt haben, und die Farbe der Freude, mit der wir uns vollsogen, das alles ist schwer zu beschreiben. Henry Miller hat es ungefähr so ausgedrückt: „Diese Aura aus alter Weisheit, des Wohlwollens und der Beseligung; der Wunsch, sich zu befreien, sein Leben zu einer Kunst zu machen. Und keinen anderen Ehrgeiz zu haben, als das gute Leben zu führen. Aber sie (diese Leute) machen nicht viel Aufhebens davon, sie führen es einfach!“

Das gute Leben, in dieser Zeit, in einem Dasein, das von vielen Menschen als Marsch durch die Wüste erlebt wird? Durfte man sich des Lebens erfreuen – blind für das Unglück der anderen? Und darf einer, der die Vernichtung seines Volkes zufällig überlebt hat, noch von Glück reden? Dürfen wir, die Gerade-noch-Davongekommenen, die wir von den ungeheuerlichen Grausamkeiten wissen die an jedem Tag, in jeder Stunde in der Welt geschehen, die den Hunger kennen, die Folter des Hungers, der die halbe Menschheit verheert, dürfen wir überhaupt von Freude reden, vom GUTEN LEBEN? (GL 210, Hervorhebung im Original).

Ahasver als Lebenskonzeption

Die grundsätzliche Frage, wie ein erfülltes Weiterleben nach der Erfahrung der Shoa überhaupt möglich sei, wird im Dialog mit Gewährsleuten wie Jean Améry (210), David Henry Thoreau (258), Ralph Waldo Emerson (259), Primo Levi (288), Walt Whitman (295), Jorge Semprun (297) und Erich Fromm (300) umkreist. Wenn also das Gute Leben nur ganz transitär und punktuell glückt, muss es – so die abschliessende Frage – doch eine Deutungs- und Sinnperspektive geben, die eine Einheit des Erlebens garantiert. Diese Einheit kristallisiert sich im jüdischen Schicksal der Heimatlosigkeit und des Wanderns heraus – hier erweist sich der Grund für den angenommenen Autorennamen! Schon früh fällt ein Hinweis:

¹¹ Harry Zohn, Das gute Leben by Fred Wander, in: World Literature Today, Jg. 71/2 (1997), S. 382-383.

Und wenn ich mich heute frage, warum wir weitere sieben Jahre dort (in dem Haus in Sichtweite der Mauer, GMR) ausgeharrt haben, bis zum Tod unserer Tochter Kitty – dann finde ich keine vernünftige Antwort. Vielleicht aus Ungeschicklichkeit, aus Gewöhnung, aus einem gewissen Fatalismus. Leute meiner Sippe hatten zweitausend Jahre am Rande des Abgrunds gelebt!“ (GL 204)

Die Bezüge auf die jüdische Tradition werden gegen Ende der Memoiren emphatischer und stärker, wenn er seine frühere Existenz mit dem Familienleben in Kleinmachnow vergleicht:

Ich erinnere mich, wie ich Maxie und die Kinder heimlich betrachtete, während sie spielten oder bei Tisch saßen und unbefangen plauderten. In mir war das Wissen wach, wie ich schon öfter erzählt habe, um Hunger, Tod und Ausgestoßensein. Mein jüdisches Schicksal! Ich habe es noch heute, dieses Wissen, ich sehe immer wieder die Bilder, wie ich als Vagabund hinter den Siedlungshäusern irgendeiner Stadt entlang strich und in die Gärten schaute, wo glückliche und ahnungslose Menschen wohnten, die genug zu essen hatten. Ich hörte das Klingeln der Teller und Gläser, das dem Hungernden in den Magen schnitt. Und nun saß ich selbst in einem Garten, hinter dem Haus, im Sommer jenes Jahres, kurz vor dem Ausbruch der Tragödie, und alles wird zu einem Bild der Herrlichkeit dieses guten Lebens, das wir führten. (GL 303)

War das Erzählen das Deutungsmuster in *Der siebente Brunnen* gewesen, so wird es in *Das gute Leben* explizit das Getriebensein des Ahasver. Diese Rückbindung an die jüdische Tradition steigt zum abschliessenden Deutungsmuster auf und löst den politischen Selbstbezug ab.¹² Mithin wäre Wander nun erzählend das gelungen, was Steinfahrt über den Ausgang eines Lebens feststellt. Dieser spiele eine privilegierte Rolle bei der Frage, wie dieses Leben als ganzes zu bewerten sei: „Wie sich das ‚Ganze‘ unseres Lebens darstellt, ist abhängig von unserer jeweiligen Gegenwart, nicht zuletzt auch von unserem Lebensalter, und von der Vergangenheit, auf die wir jeweils zurückblicken können.“¹³ Wander schrieb diese Erinnerungen mit 79 Jahren. Je näher sein Erzählen an die Gegenwart heranrückt, umso mehr verliert sich seine Spannung und die Authentizität des jüdischen Modells, ungeachtet aller Beteuerungen. Stattdessen herrscht familiäre Seligkeit, sogar mit Hund, in der privaten Welt, die den Erzähler und Autor selbstzufrieden auf gelungene Kinder und Enkel blicken lässt, die ihre Existenz sicher nicht als Exil begreifen wie der Großvater. Es ist die befriedete Existenz, die nur durch die Schrecken im Traum beunruhigt wird, die sich aber schon beim

¹² Thomas Schmidt, 'Unsere Geschichte'? Probleme der Holocaust-Darstellung unter DDR-Bedingungen, in: Monatshefte Jg. 98/1 (2006), S. 83-109, hier S. 97.

¹³ Holmer Steinfarth (Hg.), Was ist ein gutes Leben?, a. a. O., hier S. 15.

Aufwachen verflüchtigen. Die Selbstdeutung mag weiterhin die des Wanders sein, aber irritiert wird dieses Muster von der behaglichen Genre-Malerei, die den Leser zutiefst ernüchtert.